

Alles wird gut, so habe ich am Donnerstag noch voller Glauben meinen Text für die Kolumne in der Zeitung betitelt.

Doch als ich am Freitag anfang, die Predigt zu schreiben, war ich davon viel weniger überzeugt. Das Gebet der Frau aus Damaskus ist mir sehr zu Herzen gegangen. Es hat meine Barrieren eingerissen, die ich innerlich aufgerichtet hatte, um mich vor dem Elend zu schützen. Nun kommen mir die Tränen, wenn ich in der Tagesschau das kleine Kind am Zelteingang in Moria, dem berüchtigten Flüchtlingslager auf der griechischen Insel Lesbos sitzen sehe, wenn ich höre von Kindern, die vergewaltigt werden, geprügelt, allein gelassen, nicht mal 10 Jahre alt, die aufhören zu sprechen, die aufhören zu essen, die versuchen, sich das Leben zu nehmen, weil Weiterleben so unerträglich scheint.

Und wenn ich höre, dass rechte Schlägertrupps ungehindert die wenigen Helfer verprügeln und vertreiben, so dass die Lage noch aussichtsloser ist.

Und das alles geschieht nicht weit weg, sondern bei uns in der EU, in Griechenland, dem Land der Sonne, der Urlaubsinseln und -strände, wo -zigtausende von uns die Ferien verbringen. Das Elend, die schreiende Not so nah, so dicht, dass ich sie mir nicht mehr vom Leibe und aus dem Herzen halten kann.

Und das ist nur ein Ort. Wie viele kommen noch dazu, wenn ich genauer hinhöre und hinsehe.

Eigentlich müsste ich verzweifeln angesichts der Not und der Aussichtslosigkeit und dem Taktieren und Paktieren der Politik, die das Elend der Menschen nicht zum Handeln bewegt.

Eigentlich müsste ich verzweifeln auch angesichts meiner eigenen Unfähigkeit, etwas dagegen zu tun.

Wie kann ich damit leben? Wie kann ich das aushalten? Was hilft mir dabei?

Was ist Gottes Antwort darauf?

Uns ist heute für die predigt ein Abschnitt aus einem Brief des Paulus vorgeschlagen. Er hat den Brief an die Gemeinde in Rom geschrieben. Sie lag weit weg, im Zentrum der Macht des Reiches. Aber auch in großer Bedrängnis. Christen mussten im Verborgenen ihren Glauben leben. Davon erzählen noch heute die Katakomben. Sie wurden von Anfang an von den Mächtigen verfolgt und oft auch getötet, wenn sie zu ihrem Glauben an ihren Kyrios Jesus Christus standen.

Immer wieder standen auch sie vor der Frage: Was hilft uns, daran nicht zu verzweifeln? An der Verfolgung, dem Elend der Armen und Kranken, an dem Unrecht und der Gewalt, unter denen so viele leiden mussten?

Paulus schreibt ihnen:

Da wir nun gerecht geworden sind durch den Glauben, haben wir Frieden mit Gott durch unseren Herrn Jesus Christus. Durch ihn haben wir auch den Zugang im Glauben zu dieser Gnade, in der wir stehen, und rühmen uns der Hoffnung auf die Herrlichkeit, die Gott geben wird. Nicht aber allein das, sondern wir rühmen uns auch der Bedrängnisse, weil wir wissen, dass Bedrängnis Geduld bringt, Geduld aber Bewährung, Bewährung aber Hoffnung, Hoffnung aber lässt nicht zuschanden werden; denn die Liebe ist ausgegossen in unsre Herzen durch den Heiligen Geist, der uns gegeben ist.

Ein großer und bedeutungsschwerer Text ist das, finde ich. Wir haben im Bibelkreis am Dienstag auch heftig an diesem Text gekaut, versucht, daraus verständliche, verdauliche Bissen zu machen, die uns nähren.

Ein bisschen wie eine riesige Pizza, die man erst in Stücke schneiden muss, um sie verzehren zu können.

Dabei waren uns zwei andere Übersetzungen, die von Jörg Zink und die Bibel in gerechter Sprache hilfreich. Aber am wichtigsten fanden wir, diese Worte mit unserem eigenen Leben, mit unseren Erfahrungen zu füllen.

So hat es Paulus ursprünglich sicher auch gemacht. Seinen Glauben, seine Erkenntnis hat er so in Worte gefasst, die die Menschen in Rom verstehen konnten. Worte, die ihren Glauben stärken konnten. Nur sind diese Worte in Paulus' Denkweise und Sprache für uns heute nicht so leicht zu verstehen, zu deuten, damit sie uns auch stärken.

Das will ich nun versuchen. Mit meinen, mit eigenen Worten. Und mit meiner fast-Verzweiflung im Hintergrunde. Können diese Worte mich weiterbringen? Stärken sie meinen Glauben, mein Vertrauen? Helfen sie mir, nicht zu verzweifeln?

Ich gehe zum Anfang. Ich bin getauft und gehöre seit dem zur christlichen Gemeinde, zu Christus. Gott hat in der Taufe ja zu mir gesagt, mich als sein Kind angenommen. Auch wenn ich mich noch so weit von ihm entferne, wenn ich Schuld auf mich lade, wenn ich Mist baue, Gottes Ja bleibt bestehen. Gott richtet mich auf, bringt mich zurecht, richtet mich immer wieder aus auf seinen Weg, auf die Liebe.

Darum ist zwischen Gott und mir Frieden. Wir vertrauen einander, gehören zusammen, nichts kann uns dauerhaft voneinander trennen. Das ist so. Ich kann zeitlebens darauf vertrauen. Wie gut habe ich es! Ich habe, bildlich gesprochen, meinen Hauptwohnsitz in Gottes Haus. Da gehöre ich hin. Da bin ich zuhause. Da bin ich geborgen. Hier duftet, schmeckt und klingt alles nach ihm. Ich kann hier frei und unbeschwert leben.

Das heißt allerdings nicht, dass ich vor aller Not und allem Leid verschont bin. Ja, auch nicht vor dem Tod. Die sind da, sie bringen viel Sorge und Traurigkeit und manchmal auch Verzweiflung mit sich.

Aber - und darauf kommt es an - sie haben nicht das alles bestimmende, auch nicht das letzte Wort. Das ist meine große Hoffnung, die sich wie ein roter Faden durch alles zieht.

Woher ich das weiß? Hier kommt das Kreuz, der Tod Jesu ins Spiel, und seine Auferstehung.

Das Kreuz, der Weg Jesu dahin, erinnern mich, dass es zerstörerische, lebensfeindliche Kräfte und Mächte gibt, damals bis heute. Mächte und Kräfte, die Menschen leiden lassen, wie in Moria; die Menschenleben zerstören, wie in den elenden Kriegen in Syrien und anderswo.

Den leidenden sterbenden Menschen am Kreuz zu sehen, heißt für mich, auch leidende und sterbende Menschen heute zu sehen. Denen ist Jesus nah. Er leidet mit ihnen, mit jedem, der das erlebt. Wenn ich das Kreuz sehe, bin ich gerufen, auch diese Menschen heute zu sehen, ihr Leid, ihre Bedrängnis. Ich muss nicht wegsehen, auch nicht daran verzweifeln. Denn sie haben nicht das letzte Wort. Sondern die Bedrängnis, wie Paulus schreibt, führt zu Geduld, oder besser gesagt zum Widerstehen. Ich will mich nicht damit abfinden, mich diesen Mächten nicht ergeben, ihnen nicht mein Hoffnung und mein Vertrauen opfern.

Und es gibt einen ganz großen Hoffnungsgrund, von dem auch Hans Scholl in einem seiner Briefe schreibt, bevor er von den Nazis ermordet wurde: „Wenn Christus nicht auferstanden wäre, so wäre alles vergeblich. So aber nicht.“

Leid und Not und Tod haben nicht das letzte Wort. Selbst angesichts des eigenen Todes können das manche bekennen. Und andere mit dieser Hoffnung anstecken und damit Kraft geben, standzuhalten und nicht zu zerbrechen.

Von Dietrich Bonhoeffer kennen wir das Bekenntnis:

„Ich glaube, dass Gott aus allem, auch aus dem Bösesten, Gutes entstehen lassen kann und will. Dafür braucht er Menschen, die sich alle Dinge zum Besten dienen lassen.“

Ich glaube, dass Gott uns in jeder Notlage so viel Widerstandskraft geben will, wie wir brauchen. Aber er gibt sie nicht im Voraus, damit wir uns nicht auf uns selbst, sondern allein auf ihn verlassen. In solchem Glauben müsste alle Angst vor der Zukunft überwunden sein.“

Ohne die Auferstehung wäre alles umsonst, so aber nicht.

Ich bin getauft. Gott hat seine Liebe in mein Herz gelegt, damit ich mich von Leid und Not berühren und aufrütteln lasse. Aber auch, damit ich nicht verzage, nicht verzweifle, sondern die Hoffnung lebendig halte, die mir Kraft gibt zu widerstehen. Darum möchte ich auch angesichts der großen Nöte dieser Zeit weiter als Hoffende, als Glaubende und Liebende durchs Leben gehen und wie Paulus an anderer Stelle sagen: Uns ist bange, aber wir verzagen nicht.